

Leseprobe aus:
Henning Mankell
Der Verrückte



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Henning Mankell

Der Verrückte

Roman

Aus dem Schwedischen von
Andrea Fredriksson-Zederbauer

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 1977 unter dem Titel *Vettvillingen*
im Verlag Författarförlaget in Stockholm.

Die Originalausgabe wurde für die deutsche Übersetzung
vollständig durchgesehen.

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-552-07249-7

© Henning Mankell 1977

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© 2021 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nadine Clemens, München

Autorenfoto: © Peter-Andreas Hassiepen

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Foto: © Roine Magnusson / Getty Images

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

*Für
Knut Heljar
und
Gustav*

Die Zeit des Huflattichs

1.

Im Traum wirkt Bertil Kras wie ein Verrückter.

In einem rosa Licht kommt er auf mich zu, ich vermag seine Schritte nicht zu erkennen, und hält wenige Meter vor mir an. Ich empfinde sein Erscheinen als still, beinahe rücksichtsvoll. In seinen Augen liegt etwas Scheues, und er ist sehr müde. Er bleibt stehen, vollkommen reglos, als sei er die ganze Zeit da gewesen. Er steht einfach vor mir, umfangen und beschützt vom Traum, dennoch ruhelos und un schlüssig.

Im Traum, habe ich gesagt; gleichwohl sah ich ihn seinen nächtlichen Befreiungsschlag in der Wirklichkeit ausführen, mittlerweile ist es neunzehn Jahre her. Zu jenem Zeitpunkt, als es sich tatsächlich zutrug, war der Ausdruck ein anderer. Damals sah ich ihn auf einem Rangierbahnhof, ein Verrückter zwischen rotfarbenen Güterwaggonen. Der Bahnhof war in zähflüssige Dunkelheit gehüllt. Die blassgelben Lampen oben auf den rostigen Eisenpfählen vermochten allenfalls dünne, scharfe Lichtpunkte zu bilden, die sachte auf die Gleise und Bahnschwellen fielen. Und dort sah ich ihn herumlaufen. Obwohl die Nacht dunkel war und ich mich in einiger Entfernung befand, beinahe hundertfünfzig Meter, konnte ich ihn deutlich sehen. Seine Bewegungen waren ruckartig und wirkten, als mangle es ihm an Koordination. Die Arme strebten in eine Richtung, während die Füße wie in einer Fehlstellung nach hinten gedreht schienen. Der

Kopf pendelte, von den Nackenwirbeln scheinbar losgelöst, wie ein Punchingball hin und her. Auch ohne dass Laute zu mir drangen, war ich fest überzeugt, dass er schwer keuchte und hin und wieder von erstickenden Hustenanfällen erfasst wurde.

Und doch möchte ich ihn lieber als eine Traumgestalt zeigen, einen in keinem Geburtsregister verzeichneten Schatten, der einst alle, die vom Lärm losgelassener Güterwaggonen aufgewacht waren, in Angst versetzte. Ich ziehe den Traum vor, weil darin die Ereignisse an Schärfe gewinnen. Eine Sequenz mit verblasstem, nacktem Licht. Ich ziehe den Traum auch deshalb vor, weil er jetzt, nach so langer Zeit, auf eigenartige Weise wahrhaftiger wird. Das Unwichtige hat sich verflüchtigt, übrig bleibt eine schwarzweiße Gestalt, die verzweifelt versucht, Eisenbahnwaggonen entgleisen zu lassen und die Schraubenbolzen aus den geteerten Holzschwellen zu reißen.

Damals wohnten wir in der Nähe der Bahn. Vaters Schnarchen dröhnte durch das weiße zweistöckige Holzhaus. Es rumorte wie Darmwinde, ruckweise und unregelmäßig. Ich war aufgewacht, weil ich pinkeln musste. Der Wecker auf dem Porzellanteller mit den blauen Blumen zeigte halb zwei. Die eigenartigen Geräusche, die von außen durch die Holzwände drangen, hörte ich, als ich mit vor Müdigkeit klebrigen Augen vor der Toilette stand. Ich richtete meinen Strahl aus, den leicht zaudernden Harnstrahl eines Kindes, und fand es seltsam, dass sie dort mitten in der Nacht mit dem Rangieren der Waggonen beschäftigt waren. Das hatte es doch nur im Krieg gegeben, der zu Ende gegangen war, kurz bevor ich geboren wurde. Und es konnte doch nicht schon wieder Krieg sein, davon hatte mir keiner etwas gesagt.

Als ich mich im Dunkeln auf den Flur hinaus tastete, stieß ich mit dem Knie an den Sofatisch. Es war kein harter Stoß, nur ein

leichter Schlag genau in die weichen Teile unter der Kniescheibe. Da die Muskeln vor Müdigkeit schlaff waren, tat es nicht weh.

Es war kaum möglich, durch das Fenster etwas zu sehen. Die Scheibe war von groben Eiskristallen überwuchert, in jener Nacht hatte es sicher dreißig Grad minus. Aber kurz darauf hatte ich in einem der kleinen Hohlräume, die es auf einer zugefrorenen Fensterfläche immer gibt, ein Blickfeld gefunden.

Jetzt im Nachhinein, im Traum, ist all das weggeschält. Vom Harndrang bleibt nichts übrig. Im Traum gibt es nur den Verrückten in einem stark vergrößerten und stilisierten Panoramabild.

Ein Traum, in all seiner verblüffenden Fähigkeit zu überraschen und Geheimnis und Unsicherheit zu erzeugen.

Doch nichts ist rätselhaft. Alles lässt sich beschreiben und wird fassbar. Es ist möglich, die Geschichte des Verrückten nachzuzeichnen.

Sein Name war Kras, so hieß der, den wir auf dem nächtlichen Rangierbahnhof vorfinden. Woher dieser eigenartige Name stammte, wusste niemand. Vielmehr sah man es mit einer gewissen Genugtuung, dass der Auswärtige einen so komischen Namen trug. Dass sein Vorname ganz normal Bertil war, blieb unberücksichtigt. Er musste schlicht und einfach unter dem Spitznamen Krach durchgehen, bis er später seine unheilvolleren Beinamen bekam.

In die kleine norrländische Marktgemeinde war er im Herbst 1947 gekommen. Leute, die Bescheid wussten, behaupteten, dass er das erste Mal an einem Sonntagvormittag aufgetaucht war. Dies hatte seiner Ankunft auf spezielle Weise Kontur verliehen. An Sonntagen kam der erste Zug nicht vor halb zwei, und dass er nicht mit dem Auto gekommen war, stand außer Zweifel. Plötz-

lich war er einfach da gewesen, auf der Straße zwischen der Post und dem Möbelgeschäft. Auf dem Bürgersteig drehte er sich langsam um, ein Mal, zwei Mal, als hielte er Ausschau nach etwas. Es war halb neun, und der sonntäglichen Gemeinde stand ihre Ödnis bis zum Hals. Die Zeit für den Kirchgang war noch fern, niemand hatte etwas im Freien zu verrichten.

Bertil Kras störte die Ruhe. Er war nicht nur zu einer unpassenden Zeit eingetroffen, weil daraus nicht hervorging, wie er angekommen war. Auch die Geste, mit der er sich zu Beginn präsentierte, war ein Rätsel. Wie er da auf dem Bürgersteig steht und sich umdreht, bringt er die Ortsbewohner, die ihn sehen, gegen sich auf. An diesem Sonntagvormittag, an dem die Sonne die obere Kante der Waldrücken rings um die Talgemeinde in herbstliches Licht taucht, dringt er krachend in ihren geschlossenen Organismus ein wie eine rasch um sich greifende Infektion. Der Auswärtige, der unwillkommene Gast, wird zu einem Fleck auf der Oberfläche des Bildes, das man so oft poliert hat. Seine Anwesenheit saugt sich ins Bewusstsein der Häuser. Die geschlossenen Sonntagstüren können es nicht verhindern.

Viel später, irgendwann Anfang der fünfziger Jahre, erzählt er selbst vom Erlebnis seiner Ankunft. Er sagt, er hätte sich »so verflucht schwergetan, die Kirche zu finden. Ich wollte wissen, wie spät es war. Als ich dann die Kirche gefunden hatte, stellte sich ja heraus, dass es gar kein Zifferblatt gab. Nur ein paar verschlossene Luken ganz oben auf dem Turm.« Er erzählt weiter, dass er ungeheuer hungrig gewesen sei und nach einer offenen Gaststätte Ausschau hielt, obwohl er die Unmöglichkeit erkannte. Fast zwei Stunden lang sei er herumgelaufen. Danach habe er sich auf den Weg hinunter an den Fluss gemacht und sich dort unter eine Kiefer gesetzt, die schief über der Sandbank hing. Dort sei er »bestimmt ein Weilchen eingnickt«.

Er sitzt in der Kneipe und erzählt. Das Sägewerk ist bereits abgebrannt, und er wurde beschuldigt, den Brand verursacht zu haben. Wie immer sitzt er ganz hinten in der Ecke, den Rücken an der Wand. Im Nacken fühlt er den scharfkantigen Rahmen des Bildes mit den beiden Mönchen, die ein Bierfass tragen. Seine Hände mit den dünnen Fingern und dem schwarzen Messingring liegen auf dem Tisch wie sonnenbadende Körper auf einem Sandstrand. Den Aschenbecher hat er zur Seite geschoben, zu jener Zeit hat er das Rauchen bereits aufgegeben. Zwischen den Händen stehen das Bierglas und die braune Glasflasche.

Er sitzt wie gesagt mit dem Rücken zur Wand, und zugleich sitzt er mit abgewandtem Rücken. Eine kurze Seitenwand trennt seinen Einzeltisch vom restlichen Lokal, das nach Tabak und dem feuchten Lehm auf den Gummistiefeln riecht. Einst gab es in der Kneipe eine Hintertür. Man hat sie zugemauert und einen Tisch an die leere Stelle gestellt, der nach und nach Krachs Tisch wurde.

Genau genommen kann man nicht sagen, dass er erzählt; er ist allein an seinem Tisch. Er murmelt mit einem eigentümlichen Ausdruck von Schwermut und Angst vor sich hin. Die Wörter purzeln aus seinem Mund, der nur ganz leicht geöffnet ist. Seine Zunge schnappt nach Luft, während die Wörter aus seinem Inneren hervorquellen. An Krachs Tisch herrscht eine verheerende Ruhe. Er wird von fernen Stimmen umfungen, vom Klirren der Gläser und Flaschen. Im Rauch, der zu ihm hinzieht, hängen Rückstände jener Gerüche, von denen er sich umgeben weiß.

Doch niemand sagt etwas. Die Stimmen sind gedämpft. Die Brutalität ist eine andere, verschluckte Taschenmesser, die sich in den Magenhöhlen plötzlich öffnen.

Aber bereits auf dem einsamen und hungrigen sonntäglichen Gang durch die Gemeinde zog er verstohlene Blicke auf sich.

Kleinmütige Augen hinter weißen Gardinen, durchlässig genug, um die Sicht nach außen zu erlauben, dicht genug, um die Sicht nach innen zu verhindern.

Die Geschichte ist einfach. Sie handelt von denen, die ihn zusammengeslagen und zerstört haben.

Bertil Kras, ein Stein, der mitten in die Erzählung fällt, der Grund für sich immer weiter ziehende Kreise. Doch der Verrückte, der Pyromane, die Glasscherbe und wie immer er auch genannt wird, ist allenfalls ein Zugang, die erste Tür zu dem, was beschrieben werden soll. Sein Schicksal ist nur ein Maßstab, ein Stück Fleisch, das zu einer dünnen und geschmacklosen Tragödie zerkocht wird, ein Selbstmord, von dem ich nicht sagen kann, ob er noch begangen worden ist.

Als Bertil in seiner hungrigen Einsamkeit auf der sonntäglichen Straße der Gemeinde steht, eines Tages im September 1947, ist bereits viel geschehen. Nur ein Beispiel: Fünf Jahre zuvor haben mehrere seiner künftigen Henker blankpolierte Rentiergeweihe an die deutsche Botschaft geschickt, mit guten Wünschen für die Zukunft.

Doch Bertil sucht nach einem Kirchturm mit einem Zifferblatt. Noch ist das Ende samt Katastrophe am Rangierbahnhof fern. Noch ahnt er nichts von der kalten Winternacht, als ich pinkeln muss und ihn durch die verzerrende Eisschicht einer Fensterscheibe sehe.

Er findet also keine Gaststätte. Schließlich bleibt er beim Automaten vor dem Bahnhof stehen, wirft eine Fünfundzwanzig-Öre-Münze ein und zieht einen Schokoriegel mit Nüssen heraus. Er öffnet ihn und verzehrt ihn noch am Automaten. Dann steckt er das Papier in die Tasche und macht sich auf den Weg hinunter an den Fluss. Um ihn herum döst die Gemeinde in

ihrem trügerischen Idyll, seine Schritte werden von denen, die ihn sehen können, genau beobachtet.

Sie registrieren seine langsame Art zu gehen, das etwas ruckartige Abrollen, mit dem er zu jedem Schritt ansetzt. Sie sehen seine Magerkeit, die leicht vorstehenden grauen Augen, die dünnen hellen Haare, die wie Federn auf seinem Schädel auf und ab wippen.

Unten am Fluss hält er sich an einem struppigen Gebüsch fest und beugt sich zu dem kalten und klaren Gewässer hinab. Er taucht seine Fingerspitzen ein und streicht sich über die Stirn. Er lehnt sich an die schief gewachsene, von Wurzelfäule befallene Kiefer und wird eine Weile später vom Schlaf übermannt.

Kurz bevor er einschläft, fühlt er die raue Rinde durch sein Sakko.

Er sitzt dort wie ein undeutlicher und trüber Fleck, in jener Zeit, in der das schwedische Volksheim einmal tief Luft holt, ehe das große Projekt des Wohlfahrtsstaats in den fünfziger Jahren Fahrt aufnimmt.

Die Idylle ist trügerisch. Bertil ist von einer Stille umfungen, die sich grellfarben verkleidet.

Seine Identität blieb unbekannt, bis er am selben Tag gegen drei Uhr die Pension Gustafsson betrat und fragte, ob er eine Zeit lang ein Zimmer mieten könne. Helmer Gustafsson, seit 1939 Witwer, schöpfte bereits bei den Worten »eine Zeit lang« Verdacht. Das klang viel zu unbestimmt. Als er dann sah, dass sich diese verdächtige Figur als Herr Bertil Kras einschrieb und überdies kein Gepäck zu haben schien, sondern lediglich den Schlüssel mit dem schweren Eisenklumpen nahm und hinauf in das Zimmer im ersten Stock ging, wurde dieser Verdacht noch bestärkt. Er ging auf den Hof hinaus, um nachzusehen, ob er sich auch nicht täuschte; dort stand, ganz wie vermutet, kein

Wagen. Dann setzte er sich in die Küche und rief Strömgren an, der am Bahnhof arbeitete, und fragte, ob sich an diesem Nachmittag ein Fremder im Zug befunden hätte. Strömgren verneinte, es wären nur Einheimische angekommen. Als Helmer Gustafsson das Gespräch beendet und den Hörer aufgelegt hatte, beschloss er, eine Vorauszahlung zu verlangen, sobald dieser Kras sich wieder blicken ließ.

Dies geschah erst am Montagmorgen, kurz nach sieben. Gustafsson, der Schlafprobleme hatte und bereits um fünf aufstand, hörte, wie jemand im ersten Stock umherschlich. Da Bertil der einzige Gast war, ging er rasch in die enge kleine Portiersloge hinaus und wartete.

Bertil kam die Treppe herunter. Er nickte freundlich, brummelte wohl einen guten Morgen und legte den Schlüssel auf die Theke. Seine Bewegungen waren einfach und offen, und Gustafsson ließ von seinem Plan ab.

Bertil trat durch die Tür nach draußen. Ein schwacher Nieselregen schwebte unter dem wolkenverhangenen Himmel. Er stand einen Augenblick still, lächelte flüchtig vor sich hin und verschwand aus dem Bild.

Er geht zum Sägewerk und findet umgehend Arbeit am Stapelplatz.

Er arbeitet dort, bis das Werk einige Jahre später vollständig abbrennt.

Ein Stück von der Gemeinde entfernt hatte es im Wald ein Lager gegeben.

Es war eingezäunt gewesen. Vor allem aber war es von einer Geheimsprache umschlossen. Diese Sprache ging äußerst bewusst zu Werke: eine Sprache, um Einsicht zu verhindern. So wenigen wie möglich sollte die Existenz des Lagers bekannt werden. Es war Krieg, das Volk brauchte Führer, Führer mussten Freiheiten haben. Auch um eine Geheimsprache zu schaffen.

Nun, im Nachhinein, hat diese Geheimsprache eine andere Definition: eine »notwendige Vorsichtsmaßnahme«.

Nun, da das Lager nicht mehr existiert.

Das Lager – oder die Arbeitskompanie, wie man es auch nannte – hatte drinnen im Wald gelegen. Wo zuvor ein Holzweg an einem Kahlschlag endete, wurde ein neuer Weg einige Kilometer in den Wald hinein verlängert. Der neue Wegabschnitt war eng, alles deutete darauf hin, dass er in großer Eile geschlagen worden war. Tatsächlich bestand er nur aus zwei schmalen Erdstreifen für die Räder der Fahrzeuge, notdürftig eingeebnet und festgestampft. In der Mitte der beiden Spurrillen lagen Reste der oberflächlich entfernten Kiefernstümpfe. Dazwischen wuchs spärlich blassgrünes Gras.

Seitlich des Weges: der hartnäckige Kiefernwald mit seinen geraden und dünnen Silhouetten. Auf dem Boden eine knisternde Reisigdecke, Preiselbeerpflanzen und vereinzelt Pilze.

Der Standort des Lagers ging auf einen Blitz zurück. Einige Jahre vor Kriegsausbruch hatte er eingeschlagen, und durch den Brand war ein Quadratkilometer Wald vernichtet worden. Die schwarze Erde hatte man ruhen lassen, bis die Errichtung eines

Lagers zur Debatte stand. Wem dafür die Brandstätte in den Sinn kam, lässt sich nicht feststellen. Plötzlich ist der Vorschlag da, ein guter Vorschlag, der eine Reihe diskreter Vorbereitungen in Gang setzt. Offiziere, Polizisten und unbekannte Amtsträger in dunklen Mänteln tauchen in dem kleinen Marktflecken auf, um rasch wieder zu verschwinden, nachdem sie gerüchteweise die Stelle des alten Waldbrandes besichtigt hatten.

Welche Argumente den Ausschlag gaben, das Lager auf dem Brandplatz zu errichten, ist nicht mehr herauszufinden. Die Geheimsprache gibt es nach wie vor. Einige von denen, die die Beschlüsse fassten, sind tot, andere senil, müde und weinerlich. Und die Übrigen verdrehen die Wahrheit.

Dass der Platz geeignet war, ist offensichtlich.

Wie gesagt hatte das Lager im Wald gelegen. Das tut es immer noch. Der Wald hat die hundert Hektar große Wunde wieder geheilt, wo Kommunisten, Syndikalisten, Anarchisten und andere »politische Elemente, die aus Gründen der Sicherheit des Staates zu internieren sind«, in Baracken lebten. Fichten haben sich auf der Brandstätte ausgebreitet. Nur wer Bescheid weiß, kann Spuren entdecken.

Vom Lager ist nur der Müllhaufen neben ein paar großen Feldsteinblöcken geblieben. Die Feldsteine waren in der Hitze zersprungen, und in die Felsspalten hatte man damals den Müll geworfen. Konservendosen, Leerflaschen, Ölfässer, kaputte Öfen, kaputte Spaten, Schuhe, Stiefel. Davon gibt es immer noch sichtbare Überreste. Was bereits verrottet und in der Erde versunken ist, muss man sich hinzudenken.

Während ich mich hinunterbeuge und mit der Hand im Dreck stochere, denke ich, dass man unsere Geschichte in Lagern messen kann. Unterschiedliche Arten, unterschiedliche Mengen, unterschiedlicher Inhalt.

Einige Meter hinter mir steht Svante Eriksson, der mich hierhergefahren und mir den Weg gezeigt hat. Einen Stiefel hat er auf einen Stein gesetzt. Als ich versuche, seinen Blick zu fixieren, wendet er ihn ab.

Er ist schwer zu fassen, der gute Svante. Als ich einige Wochen zuvor über den eingezäunten Sandplatz ging, auf dem die Schneeräumungsfahrzeuge der Straßenmeisterei wie gelbe Schmetterlinge wirkten, hockte er bei einer der großen Planierraupen. Er sei ein alter Kommunist, einfach im Umgang, hieß es. Einer von jenen, die »immer noch am Glauben festhielten«. Ich ging also direkt auf ihn zu, meine Schritte waren für ihn schon aus einer Distanz von dreißig, vierzig Metern zu hören. Er drehte sich um, konnte vielleicht noch sehen, dass ich nickte. Ich blieb stehen und grüßte zu seinem gebückten Rücken hin.

»Hallo, Genosse.«

Dieser internationale Gruß ist wunderbar, solange er lebendig ist und das künftige Ziel einer ganzen Welt einschließt. Er wird aber katastrophal, wenn er nicht ankommt, unfruchtbar wie eine leblose Wüste.

Als Svante Eriksson sich umdreht und wissen will, was zum Teufel ich denn meine, denke ich, dass das, was man sich über ihn erzählt, falsch sein muss. Was ich meine? Ja, weißt du, ich würde gerne ein wenig mit dir reden. Falls du Zeit hast?

Schiefer hätte es nicht laufen können. Er starrt mich misstrauisch an. In einer Hand hält er einen Schraubenschlüssel, wie ich ihn größer kaum gesehen habe.

Es läuft in der Tat schief, wirklich verdammt schief.

Dabei lag ich doch eigentlich ganz richtig. Svante war Kommunist gewesen, hatte schon mit fünfzehn, seit 1935, der Partei angehört. Alle, die ich über ihn sprechen hörte, meinten, man möge über ihn und seine Ansichten denken, was man wolle, aber er sei immer konsequent und aufrichtig gewesen. Keiner konnte sich erinnern, dass er mit seiner Parteizugehörigkeit und seinen Überzeugungen je hinter dem Berg gehalten hätte, auch dann nicht, als es am schwierigsten war. Von denen, die im Lager saßen, war er der Jüngste gewesen. Er war erst etwas über zwanzig gewesen, trotzdem holten sie ihn als einen der Ersten.

Mein Irrtum war also nicht, dass ich das Gehörte falsch verstanden hätte. Mein Fehler war, nicht zu bedenken, was in der Zeit dazwischen geschehen war. Dazwischen: fast dreißig Jahre. Svante Eriksson war nun bald sechzig.

Was soll ich sagen? Gut wurde die Beziehung zwischen Svante und mir jedenfalls nie. Er betrachtete mich mit konstanter Skepsis, ohne je unhöflich oder arrogant zu werden. Es gelang mir zu keiner Zeit, ihn zu überzeugen, dass ich lediglich wollte, was ich sagte, und nichts vor ihm verbarg. Mit einer Art widerwilliger Neugier half er mir trotzdem, vor allem, wenn es um Details zum Lager ging. Alles in allem trafen wir uns drei Mal. Zuerst an jenem missglückten Freitagnachmittag und danach an zwei Sonntagen im September 1973. Die erste Begegnung am Freitag auf dem Sandplatz der Straßenmeisterei, inmitten der schmetterlingsgleichen Schneepflüge, endete damit, dass er mir erlaubte, ihn am Sonntag zu besuchen. Anschließend kehrte er mir wieder den Rücken und hämmerte mit dem riesigen Schraubenschlüssel gegen eine verrostete Radmutter, dass die Rostsplitter mehrere Meter hoch flogen.

Er fuhr einen Peugeot, Jahrgang 57. Das Einzige, was darin noch ganz schien, war der Fahrersitz. Ich hingegen musste auf einem umgedrehten Bierkasten Platz nehmen. Wo einst die Rückbank gewesen war, lagen eine alte Schrotsäge, einige Arbeitshandschuhe und ein Reserverad.

»Ich stehl hin und wieder Holz«, sagte er und grinste, als er bemerkte, dass ich nach hinten blickte.

Wir sind von der Hauptstraße abgebogen und holpern im ersten Gang dahin, als er unvermittelt von seinem Hund zu sprechen beginnt. Mit den Händen umgreift er kraftvoll das hellgraue Lenkrad und sieht starr durch die Scheibe nach vorn. Der Himmel ist bewölkt, und sein Gesicht nimmt im Inneren des Autos einen seltsam blassen Ton an. Ich sitze auf dem Bierkasten und halte mich an Handbremse und Armaturengriff fest. Wir sind schon seit einer halben Stunde unterwegs, ohne ein Wort zu wechseln. Plötzlich bricht der Rückspiegel aus seiner Befestigung und fällt runter. Genau in dem Moment, als wir von der Hauptstraße abbiegen und das linke Hinterrad über eine knorrige Fichtenwurzel rumpelt, die hier über den Weg kriecht. Die Federung des Peugeots ist ausgeleiert, es gibt einen harten und dumpfen Schlag. Der Rückspiegel löst sich, Svante und ich versuchen instinktiv, ihn aufzufangen. Unsere Hände stoßen aneinander, und der Spiegel fällt zwischen Kupplung und Bremspedal. Im selben Augenblick tritt Svante kräftig auf die Bremse und ist nicht mehr in der Lage, diese schnelle, impulsive Bewegung zu stoppen. Unter dem Bremspedal, das bis zum rostigen Boden durchgedrückt ist, geht der Spiegel zu Bruch.

Svante steigt aus dem Auto, bückt sich und kratzt die Spiegelreste zusammen. Dann wirft er die Scherben hinaus in den Wald.

Wir setzen unsere Fahrt fort, und da beginnt er unvermittelt von seinem Hund zu reden. Ich habe den Eindruck, dass er gründlich vorbereitet hat, was er sagt.

Der Peugeot hüpfte langsam vorwärts, und plötzlich sagt er, der Hund habe Rapp geheißen.

»Wahnsinnig schnell war er zwar nicht«, sagt er. »Aber er konnte mithalten, wenn es drauf ankam.«

Wir kommen an einem offenen Platz vorbei, auf dem Holz gestapelt liegt. Das Erdreich ist von den schweren Lastwagen aufgewühlt, der Peugeot bekommt Probleme und fängt an, mit den Rädern durchzudrehen. Svante schaltet erneut in den ersten Gang, und es gelingt ihm, den Wagen auf festen Grund zu manövrieren. Doch statt weiterzufahren, bremst er ab, hält an und schaltet den Motor aus. Die Zündung muss falsch eingestellt sein, denn der Motor ruckt noch einige Male, obwohl Svante den Schlüssel herausgezogen hat. Er sitzt und starrt auf den zitternden Schaltknüppel, bis der Motor ganz ruhig ist. Dann erst wendet er sich zu mir und schlägt vor, dass wir aussteigen.

Als wir vor einem der Holzstöße stehen, sagt er plötzlich:

»Hier war der Weg zu Ende, bevor das Lager gebaut wurde.«

Nach einer langen Pause fügt er hinzu:

»Hier haben sie auch den Hund erwischt.«

Wir stehen da, Svante Eriksson und ich, die Herbstgerüche streifen langsam vorbei. Es ist ein stiller Sonntag, und die Farben sind nach wie vor leuchtend und klar. Noch hat es keinen Frost gegeben.

Svante streicht sich mit der Hand über die Wange und kratzt sich im Ohr.

»Hat sich einfach losgerissen, der Hund. Manche sind verdammt gut darin, sich zu befreien und ihren Besitzern nachzulaufen, wenn man sie richtig aufgezogen hat. Es ist keine Über-

treibung, dass es Hunde gibt, die über tausend Kilometer zurückgelegt haben und richtig bei ihren Besitzern angekommen sind.«

Er schweigt einen Augenblick. In der Ferne kann man das Geräusch eines Autos hören, das auf der Hauptstraße vorüberfährt. Es klingt in Richtung Süden aus.

»Bin ja nicht mehr dazugekommen, ihn zu versorgen. Man hat mich ja in der Nacht abgeholt. Er hat geheult wie am Spieß, als ich wegmusste. Dieses entsetzliche, durchdringend hohe Jaulen, ich weiß nicht, ob du es schon einmal gehört hast.«

Er sieht mich fragend an. Ich schüttele den Kopf.

»Na ja. Später bekam ich irgendwie mit, dass es ihm gelungen war, sich von der Kette zu reißen und mir zu folgen. Irgendwo hier haben sie ihn erschossen. Weil sie glaubten, es wäre ein Fuchs, sagten sie. Er liegt wohl irgendwo hier auch begraben.«

Und dann, wieder im Auto, mit der Hand am Zündschlüssel:

»Das hatten sie mit uns wohl auch vor.«

Auf dem Rückweg vom Lager überfahren wir fast einen Hasen. Das Gegenlicht blendet, und Svante hat gerade noch Zeit für eine Notbremsung. Die Kupplung kann er nicht mehr durchtreten, und der Motor stirbt ab. Danach will er nicht mehr anspringen.

Wir sitzen schweigend da. Svante versucht es erneut, erfolglos. Eine kurze Pause, neuer Versuch. Wir werden wohl eine halbe Stunde so gestanden haben, bis plötzlich ein Ruck durch den Motor fährt und er wieder ruhig und gleichmäßig läuft.